

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

194 (21.8.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Nummer 194 — 1915

Karlsruhe, 21. August

Bei Kowno vor hundert Jahren.

Die „große Armee“ war geschlagen. Ihre durch Hunger und Kälte arg zermürbten Reste zogen in jämmerlichster Verfassung dahin. Auf der alten Geerstraße bei Kowno war das Elend noch nie in so erbarmungswürdiger Weise gewandert; aber wenn es gelang, die feilen Abhänge diesseits der Stadt zu gewinnen, der fühlte sich hinter den eisigen Pluten des Nymen doch einigermahen geborgen, zumal da hier schwache Teile der Rheinbundstruppen in leidlicher Verfassung den Weitermarsch zu sichern begannen. Einige Angehörige dieser Kruppenteile haben später versucht, die Kriegsbilder dieser Lage in anschaulichen Schilderungen festzuhalten, die freilich von jeder übertriebenden Darstellung und uns ahnen lassen, wie trostlos der Zustand der Geeresreste gewesen sein muß.

Sehr gut weiß der Feldwebel Dornheim des Bataillons Lippe zu erzählen. Das Bataillon war erst Anfang Dezember nach Kowno gekommen und bekam hier den Auftrag, die Russen solange wie möglich aufzuhalten. Drei Stunden diesseits Kowno begegneten ihnen zwei geschlossene Kutschken mit einer Bedeckung französischer Dragoner und polnischer Ulanen: der Kaiser zog vorüber!

Am Abend des 18. Dezember drängten ungeheure Massen der flüchtenden Armee durch Kowno, wo sie hofften, Lebensmittel zu erhalten. Es war aber keine Möglichkeit, die zudringende Menge zu bewirten. Die vor Hunger halbwahnsinnigen Soldaten stürmten das Magazin und stekten es nachher in Brand. Auch viele Bürgerhäuser gingen in Flammen auf. In dieser gräßlichen Verwirrung lösten sich auch bei dem lippischen Bataillon alle Bande der Disziplin, jeder suchte sich zu bereichern, so gut er konnte:

„Unser Hauptaugenmerk war auf Lebensmittel gerichtet, da aber die Franzosen das Brotmagazin rein ausgeplündert hatten, so blieb uns nichts anderes übrig, als die Seimjudung des Branntweinmagazins, weshalb wir ein paar tüchtige Feldkessel holten und so spornstreichs an den Ort eilten, wo diese Lebenswasser in Fässern bis unter die Decke aufgelagert waren. Bei ihrem Anblick erfreute sich mein Gefellshafter ungemein, und mit wohlgefälligem Schmunzeln schlug er ein Faß Rum auf und füllte unsere Eimer, ohne sich um die umherliegenden besoffenen oder toten Franzosen zu kümmern. Viele dieser Unglücklichen hatten in ihrem Hunger die Mehlfässer aufgeschlagen und das rote Mehl handvollweise verschlungen, und dann über die Gebühr Rum oder Branntwein darauf getrunken. Das von diesen Getränken verbrühte Mehl gab ihr schwacher Magen wieder von sich, und während des Erbrechens waren die Sammergestalten erstickt und wälzten sich dann in den letzten Jügen in dem ausgeprochenen Mehlbrei herum. Andere hatten in Ermangelung eines Trinkgefäßes die Zapfen der Branntweinfässer losgeschraubt, sich unter die Zapfen gelegt und so den Branntwein in den Mund laufen lassen und waren dann in dem dadurch entstandenen See dieser Flüssigkeiten ums Leben gekommen.“

Das Elend war bei einer Kälte von 20 Grad unbeschreiblich. „Die erfrorenen Franzosen lagen haufenweise umher und wurden, wenn auch noch Leben in ihnen war, von ihren eigenen Kameraden erst ausgeplündert, dann nackt ausgezogen und so ihrem Schicksal überlassen.“ Ein französischer Obrist trat mit einem Schälchen an ein Feuer, um ein wenig Schnee in Wasser zu verwandeln und Kaffee zu bereiten. Ein Stoß und der köstliche Trank war hin! „Mein Gott! auch das noch!“ rief der Offizier — und: „Lange konnten wir die Traurigkeit, die sich in dem Gesichte des Obristen malte, nicht vergeffen.“

Um Mitternacht langte auf einigen Wagen unter der Bedeckung französischer und waldeckischer Soldaten die französische Kriegskasse in Kowno an. Ein Teil der Geldsäcke wurde auf dem Marktplatz aufgestellt, und die Wachmannschaften konnten nicht hindern, daß bei der allgemeinen Wirrnis einige der kostbaren Inhalt bergenden Behältnisse gestohlen wurden. Das Schlimmste aber kam hinterher.

Am andern Tage sollte der Geldtransport geborgen werden. Dichte Kosakenwärdme aber trieben sich schon in der Nähe herum, und dazu kam, daß die Pferde nicht umstände waren, die schweren Wagen auf die Anhänge zu schaffen. Wege und Stege waren vereist, die Tiere glitten aus, Soldaten sprangen herzu und griffen in die Räder. Aber es gelang gleichwohl nur, zwei oder drei Wagen heraufzuschaffen. Ueber die unten bei Kowno stehen gebliebenen Wagen machten sich die Franzosen her, und unter Mord und Totschlag füllten sich die „Glücklichen“ die Taschen. Aber auch bei den lippischen Soldaten siegte die — Vernunft über die Tugend. Sie sahen ein, daß auch die schon oben stehenden Goldwagen eine Beute der Kosaken werden würden. Da galt es, sich zu bereichern! „Die Franzosen gaben hierzu das erste Signal. Sie erließen unsere Geldwagen, brachen die Deckel auf und warfen die Säcke hinaus, zerklühten sie und rissen sich um die Beutel, die sie aber hernach meist doch wieder den Kosaken herausgeben mußten. Unsere Offiziere hatten mehrere Beutel mit Fünfsrankenstücken und Kronentalern durch unsere Soldaten wegnehmen lassen, die unter uns alle verteilt wurden. Ein kümmerlicher Franzose, der kaum noch auf den Beinen zu stehen vermochte, verbergte einen ellenlangen Strumpf, der von Geld strotzte und durch dessen Maschen die Goldstücke sehr einladend anzuschauen waren, unter seinem Mantel. Am allerschlimmsten im Deutemachen war unser Sergeant Rötchen und die Soldaten Behle, Seiger und Weit. Sie waren mit dem ersten Geldwagen auf der Straße nach Gumbinnen vorausgeschickt. Unterwegs hatten die Franzosen sie indes

angefallen und ihren Geldwagen geplündert, bei welcher Gelegenheit unsere Leute aber ein Häßchen erbeuteten, das 100 000 Frank in lauter doppelten Napoleonsdor enthielt, welche sie sich teilten und nachher auch behalten haben. Wie wir damals hörten, soll die französische Kriegskasse bei Kowno eine Summe von 20 Millionen Frank an Freund und Feind verloren haben.“

20 Millionen Frank! Zu jeder Zeit eine gewaltige Summe — heute für den allgemeinen Bedarf ein Nichts! Man kann den Zustand der Ueberreste jener „großen Armee“, wie sie vor 100 Jahren durch Kowno fluteten, kaum besser schildern, als durch die Wiedergabe dieser schmucklosen Aufzeichnungen.

Aus feldpostbriefen.

* Sie kommen Nacht! Ruhige, kalte, sternklare Nacht! Dunkle Gestalten in graue Mäntel gehüllt stehen im Graben. Erstehend starrten sie hinaus in die dunkle Nacht. Da, ein heller Blitz, stärker werdend, unheimliche Helle verbreitend. Eine Leuchtugel! Das stäubende Auge kann das Vorgelände übersehen. Wir haben genug gesehen. Die Engländer wollen den Kampf bis zum Messer! „Ruhe nach vorn, Marsch zur Hand!“ höre ich einen alten Feldwebel-Leutnant sagen. Allerlei Befehle gehen von Mann zu Mann.

Schon graut der Morgen, jeder von uns weiß — so schreibt einer, der mit dabei war, der „Chemnitzer Volksstimme“ —, daß in einigen Stunden dieselbe Kanonade beginnt wie am Tage vorher. Da — ein Blitz in weiter Ferne. Ein sausesendes Rauschen wird hörbar, dumpfes Einschlagen, und dann Knall. Splitter furen und zischen durch die Luft, gelber Qualm, welcher uns kaum atmen läßt, umgibt uns. Die Sandfäden, welche wir des Nachts aufgebaut haben, fliegen in großem Bogen über den Graben. Gott sei Dank, so kurz! So folgen Schuß auf Schuß. Wir jagen in einem dem Feind entgegengesetzten Minenstollen Deckung. So mancher ist lieb und wert geordnete Kommande wurde unter Sandfäden, Erde und Holz verschüttet. Wieder andere wurden durch Granatsplitter schwer verwundet. Unser Schützengraben ist mit dem Erdboden gleich. Trauriger Anblick! Jetzt ausbalden, sonst ist alles, alles verloren! Da, wie ein Schrei aus hundert Kehlen: „Sie kommen, sie kommen!“ Drüben beim Feinde heben sich die langen, graugrünen Gestalten deutlich ab. Wie lösgelassene Tiger stürzt sich der Gegner auf uns zu. Gestand ertönt das Kommando: „Feuer!“ Jägernd beginnt das Feuer, immer schneller werdend. Gleichzeitg setzt unsere Artillerie ein, und der eiserne Wall der Geschosse gebietet dem Feinde halt. Ein graumames Trommeln! Schon bekommt die Sturmkolonne Lüden. In die Brust des Todes mischen sich die Schreie der Hilfesuchenden. Der Wille zum Sieg reißt sie demwärts. Sinein in Tod und Verderben. Da ein neuer Laß; das tolle, brutale Tod-tat-tat-tat des Maschinengewehrs. Die geschätzten Reihen wanken. Nur einige erreichen unsern Graben und fallen unsern Handgranaten zum Opfer. Wir haben durchgehalten! — Die Toten vor unserer Front haben sich um einige hundert erhöht. Niemand kümmert sich um sie. Reize wehen die Lüfte, und der Kreislauf der Zeit geht über sie hin

* Eine französische Parade hinter der deutschen Front. Aus dem Felde wird der „Frankf. Ztg.“ geschrieben: Früher, als wir noch Schüler waren, hat es auf uns einen tiefen Eindruck gemacht, wenn man uns von den erpfindlichen Szenen berichtete, die sich gelegentlich des Abschieds Napoleons I. von seiner alten Gatte im Schloßhof zu Fontainebleau abspielten. Im Laufe der Jahre verwichen sich solche Eindrücke, man vergißt sie wohl auch gänzlich, bis sie dann plötzlich wieder vor einem stehen. Ein kleines Erlebnis, das mir kürzlich begegnete, ließ den genannten geschichtlichen Moment wieder lebhaft vor meinem geistigen Auge erscheinen. Der Dienst führte mich durch ein Städtchen, das nicht allzu weit hinter unserer Front im Westen liegt. In der Nähe hatten tags zuvor heftige Kämpfe stattgefunden, und eine große Anzahl französischer Kriegsgefangener — es mochte wohl mindestens ein Bataillon mit seinen Offizieren sein — war gerade dort eingetroffen und sollte die Reise nach unserm Landesinnern antreten. Der Bataillonskommandeur, der mit seinen Offizieren vor seiner Abreise getrennt werden mußte, hatte die Erlaubnis erhalten, von seinen Leuten Abschied zu nehmen. So schritt er noch einmal, von seinem Stab umgeben, die Front ab, während er hier ein Wort der Anerkennung sagte, dort einen Handdruck austauschte. Die Soldaten salutierten nach französischer Sitte mit der Hand am Hüft und in diesem Augenblick mochte es ihm wohl sehr eigenartig zu Mute sein, in dem Bewußtsein, auf französischem Boden als deutscher Gefangener die letzte Reue über seine Truppe abzuhalten. Es waren teils noch ganz junge Leute, teils schon gereifte, bärtige Männer, die einen strammen Vorbeimarsch vor ihrem Führer ausführten. Dann übernahmen unsere Feldgrauen das Kommando über sie. Diese hatten zuvor mit noch andern Schenkstüpfen der Szene beigewohnt, ohne im geringsten den Vorgang zu stören und eine fast ehrerbietige Ruhe bewahrt.

Dermisertes.

* „Gute Leute . . . Bitte schonen!“ Ein verwundeter Unteroffizier, Inhaber des Eisernen Kreuzes, schreibt der „Rhein. Zeitung“ zu den Zuständen in unserm Lande:

Truppen, die zu Beginn des Krieges hinter der ersten Mittelle durch belagerte und französische Dörfer und Städte zogen, fanden auf Türen und Fensterläden oft eine Aufschrift: „Gute Leute. Bitte schonen!“ Oder: „Hier wohnen friedliche Leute.“ Oder: „Gute Leute, geben alles für die Soldaten.“ . . . Angst, Not und Sorge hatten den Leuten die Kreide in die Hand gedrückt und sie in mehr oder minder fehlerhaftem Deutsch diese Worte hinstreikeln lassen, zur Befestigung des „barbarischen Erbes“. Man war draußen, und wenn man sich Zeit zum Nachdenken ließ, bewunderte man alles, was mit unserer ungeheuren Volksmacht zusammenhing: den deutschen Generalstab, die vollendete Bereitschaft, die beispiellose Organisation auf allen Gebieten, unsere nie gekannte wirtschaftliche, industrielle und finanzielle Kraft. Draußen erging es uns nicht schlecht, und wir wußten, daß auch in Deutschland „alles in Ordnung“ war. Der Feind war nicht in eigenen Lande. Aber: Ob wir durchhalten könnten? Abgeschrittenen von jeder Zukunft? Dange Sorge: Wie wird die nächstjährige Ernte ausfallen? — Man ist wieder in Deutschland. Tränen schossen einem in die Augen, als man wieder deutschen Boden betrat. Dieses herrliche, blühende, sommerlich strahlende Land! Dieses einzige Land, das Tausendfachen ertitten und Millionenfachen noch überdauern wird. . . .

Man sieht näher zu — und der Esel fällt einem an. Der Lage, und man spürt, wie man langsam vergiftet wird. Dürren, scharf kaltes Leben und Blut und Weiden und stummen Schmerz jene gemeine Sorte, die in Cafés, Bars und Amorsälen das Schicksal unter die Füße zwingt; jene feige Sorte, die um alles herumkriechend — aber bestimmt nicht nutzlos; Dürren, händen, die in elektrischer Befessenheit immer feste weiter freispelend herumgrößen. Und dazwischen drängend und schwebend, die mit einem Hebermoß von Eilbogenfreiheit, Vornehmheit und Struppelhaftigkeit ausgestattet und dem untrüglichen Instinkt für „Geschäft“ begabte schamlose Horde der großen und kleinen Wucherer, der Ausbeuter, mit dem Schrei: „s Geschäft blüht!“ Die Ernte ist miserabel schlecht ausgefallen; wir müssen „Wucherpreise“ zahlen, liebe Leute . . . Die Ernte ist gut ausgefallen; wolle ihr aber freujen, dann zählt, was wir fordern . . .

Der Esel steigt einem bis zum Erbrochen. So sieht also das Deutschland aus, das seit halb einem Jahr seine Wiedergeburt aus dem Blut feiert. Das Deutschland, dessen Schme und Wäher jenseits der Grenzen die Nacht halten und ihr Blut verströmen. Streif der Verbraucher aber eine „Lat“ der jetzt herrschenden Willkürgeboten: Alle Besten müssen Abhilfe von dem Schöpffhymen fordern.

Sollen wir auch diesmal daran zweifeln, daß was „geschicht“? Ach! — Auf Türen und Fensterläden und Firmen-schildern, auf Fabrikschächern und Wäherhäusern prangt kräftig und frech die Aufschrift: „Gute Leute. Bitte schonen!“ . . .

* Kriegssplauderei. Von Zeit zu Zeit tauchen hier sogenannte Naturapost auf. Mit einem Paar- und Kartenschuß, dem ein Schermesser nahe kam, barfuß, und in einem härenen Johannesgewand trauten sie durch die Straßen. Und Männlein und Weiblein schauten ihnen nach, während die liebe Jugend bis zur übermäßigen Strapazende mittiel, um sich das Bild dieses „Kulturlosen“ recht tief einzuprägen. Wir sind ja im Grunde genommen noch recht weit von nobler Kultur entfernt. — der Krieg mit seinen Begleiterscheinungen beweist es —, aber äußerlich haben wir uns doch durch vollständige Bekleidung von den Wilden ab. Das wird bald anders werden, es ist schon anders geworden. Wir müssen wieder barfuß gehen wie Adam und Eva, und wenn wir nicht ganz in den Urzustand zurückfallen, so verdanken wir das lediglich dem Umstand, daß die „Konfektion“ noch nicht das Interesse deutscher Gewerbetreibenden gefunden hat. Dafür haben sich die Herren deso gründlicher auf Güte und Leder geworfen. Kleingewirte, habelichte Bediente haben einzelne Besitzer und Aktiengesellschaften eingeschrieben, und jeder Tag bringt ihnen einen neuen ausgiebigen Goldregen. Ihr Weizen läßt ebenso rasch wie der ihrer Kollegen von der landwirtschaftlichen Fakultät.

Aber je reicher die Ernte jener, desto mehr muß der Verbraucher zahlen. Werden nicht für Sohlen und Mörtze richtige Preise verlangt? Und dabei muß der „Beschäftigtenbesitzer“ noch beinahe um das Leder betteln. Das sind reizende Zustände. Um so reizender, aufreuziger und erbitternder als auch hier nicht ein Mangel an Ware, sondern der Forderung in ucher im Großen die Schuld trägt. Es ist Leder genug vorhanden. Man bekommt so viel Sohlen, wie man haben will, aber man muß zahlen, zahlen, zahlen! Eine schon amobies millionenreiche Gesellschaft von Spekulanten kontrolliert den Güte- und Ledermarkt und schreibt den 67 Millionen die Preise vor. Da muß es denn natürlich kommen, daß eine einzige süddeutsche Lederfirma (Oppenheimer in Straßburg i. E.) in neun Kriegsmontaten 20 Millionen Mark verdienen konnte, während Millionen Kriegerrfrauen nicht mehr wissen, wie sie ihre Kinder anständig in die Schule schicken sollen. So werden wir sie eben barfuß laufen lassen müssen. Wir Etwaehenen aber können uns ja aus alten abgelegenen englischdeutschen Hofen oder andern Stoffen farbige Spanen zusammenschneiden und sie mit Bindfäden an den Beinen befestigen. Holländische Goldschuhe wären auch in Betracht zu ziehen. Nur müßten wir doch einen Höchstpreis festlegen, denn sonst kosten auch sie innerhalb sechs Wochen so viel wie eine Salomeintrichtung von Aufbaum. Ach ja! Wir leben in einer großen, großen Zeit. Wie Schlagen sind von der deutschen Seele abgefallen. Warum sollen wir da nicht auch die Stiefel verlieren? Das paßt ganz zum Wilde des Krieges, der, wie seine vieljahrhundertjährige Geschichte zeigt, bisher die Weigen reich machte und Hunderttausende arm.

Uebrigens ließe sich gegen das Vorfußgehen der Kinder gar nichts einwenden. Es ist in der heißen Jahreszeit gesund, schützt gegen die Verkrüppelung der Beine, ermöglicht ein geschäftiges Auf und Nieder auf Treppen und in Stuben, was manchen Hausbesitzer freuen wird. Es könnte höchstens solche preide Seelen erkranken, die in jedem nackten Stück Haut eine Unflütlichkeit wittern. Aber, daß die Kinder barfuß gehen müssen, weil es an der zweedmäßigen Organisation des Ledermarktes fehlt, das ist mehr als beschämend, das ist er — ein . . . na . . . kriegsriedlich nicht zu bezeichnender Zustand.

Eierlegen bei elektrischer Beleuchtung. Ueber ein merkwürdiges Mittel zur Förderung des Eierlegens wird im „Journal des Debats“ aus Amerika berichtet. Ein Farmer in der Umgebung von Chicago hatte in seinem Hühnerhof 150 Hühner, die im Jahre 1914 18 000 Eier lieferten. Da er — wie alle Bänder — eine Verminderung des Eierreichums im Winter feststellen mußte, sann er nach einem Mittel, um in der Zeit der kurzen Tage den Eier der Hühner künstlich zu erhöhen. Er brachte in seinem Hühnerhof eine elektrische Beleuchtungsanlage an, die um 6 Uhr morgens entzündet wurde. Die Hühner, die glaubten, daß die Sonne bereits aufgegangen sei, ermadeten und gingen an die Arbeit. Selbstverständlich wurden die Lampen, bei vollem Tageslicht wieder verlöscht. Abends gebräute er dieselbe Licht: vor Eintritt der Dämmerung drehte er die Lampen wieder an und die Hühner hielten wach, bis das Licht um 9 Uhr verlöscht wurde. Auf diese Weise wurden die Hühner sieben Stunden länger wach gehalten. Durch dieses Mittel erhöhte sich die Zahl der Eier bereits innerhalb 11 Tagen von 28 auf 88 Stück am Tage.

Heiteres.

* Auf Aufgufuß. Folgendes „mohre Geschichtchen“ Hält die „B. Z.“ auf: Die Kompanie war angetreten und der Leutnant (Kompanieführer) hatte ein paar Worte an die Mannschaften geschrie. Feldwebel A. wollte aber den Mannschaften auch noch etwas sagen und erbat sich vom Leutnant die Erlaubnis zu reden. Er ersuchte sie. „Alles mir anfehen“, wandte sich Feldwebel B. an die Kompanie. — „Mir A.“ rief der Leutnant leise vom Redeb. — „Alles den Herrn Leutnant anfehen“, besaß B. nun. — „Nein, Sie, Sie.“ flüsterte wieder der Leutnant. — „Jetzt wieder alles mir anfehen“, brüllte der Feldwebel wie ein Löwe.